

**Jacques Le Goff, Geschichte ohne Epochen? Ein Essay. Aus dem Französischen von Klaus Jöken, Mainz (Verlag Philipp von Zabern) 2016, 188 S., ISBN 978-3-8053-5036-5, EUR 24,95.**

rezensiert von/compte rendu rédigé par  
**Klaus Oschema, Princeton**

Wer dem schmalen Band, der eine Art Hinterlassenschaft des 2014 verstorbenen Jacques Le Goff darstellt, gerecht werden möchte, sollte sich zunächst über die Adressaten klar werden: Wie schon häufiger wendet sich der Altmeister der französischen Mediävistik gerade nicht an ein Fachpublikum, sondern an einen weiteren Leserkreis, dem er noch einmal seine Gedanken über ein angemessenes Verständnis von Geschichte und Epochenvorstellungen nahebringen möchte. Wer sich aus wissenschaftlicher Perspektive bereits mit der Frage nach den Konstruktionen des Mittelalters auseinandergesetzt hat oder mit den Arbeiten Le Goffs vertraut ist, erfährt hier wenig grundlegend Neues (so der Autor einleitend selbst, S. 7). Die zentralen Momente und Akteure der »Erfindung« des Mittelalters wurden (mit jüngst steigender Frequenz) bereits intensiv untersucht, und auch Le Goffs Plädoyer für ein »langes Mittelalter« (S. 115–156), das sich bis zum Vorabend der Französischen Revolution erstreckt, ist bekannt.

Angesichts der anhaltend verbreiteten Vorstellung vom Mittelalter als einer »dunklen« Zeit, die schließlich von der leuchtenden Renaissance abgelöst worden sei (wobei Le Goff etwas widersprüchlich die Beibehaltung des Mittelalterbegriffs damit rechtfertigt, dass dieser seine »negative Bedeutung abgeschüttelt« habe, S. 38), besitzt dieser Essay dennoch seine Berechtigung: In einer langen Reflexion über seine eigenen Zugänge, ältere wie jüngere Beiträge zur Periodisierung der Geschichte sowie zur Sinnhaftigkeit und Bedeutung der Renaissance als Epoche, präsentiert Le Goff seine lange vertretenen Überzeugungen. Im Zentrum steht dabei einerseits das Eintreten für eine Periodisierung als Merkmal der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Geschichte (S. 158) sowie andererseits die Identifizierung »der« Renaissance als letzte jener vielfachen Wiedergeburten, die das Mittelalter insgesamt charakterisiert hätten. Sie bilde mithin einen Teil des Mittelalters (S. 159) und ihre Identifizierung als »eigenständige Periode« sei unzulässig S. 39).

Daneben versteckt sich mancher Einblick im Detail. Dies gilt etwa für den Hinweis, dass wir im zweiphasig vorzustellenden Prozess der Globalisierung aktuell erst die Etappe der kommunikativen Verknüpfung durchlaufen hätten, nicht aber jene »der Absorption, der Verschmelzung« (S. 160). Welche Vorstellung von Globalisierung im Hintergrund steht, wird leider nicht ganz deutlich. Zählt es hierzu bereits, wenn ein US-amerikanischer Autor wie Charles H. Haskins 1927 über das europäische Mittelalter schreibt (S. 32)? Gerade wenn das Periodisieren die Konstruktion eines »kontinuierliche[n]

globale[n] Bild[s]« bewirkt (S. 39), wären wohl die Berechtigung und die Fruchtbarkeit des Mittelalterbegriffs im globalen Rahmen nochmals ganz anders zu denken. Stärker überzeugt daher etwa die warnende Feststellung, dass sich die »wissenschaftliche« Beschäftigung mit der Geschichte erst in einem langen Prozess herausgebildet habe (und damit wohl als fragil vorzustellen sei, S. 15), oder der Hinweis, dass eine so vermeintlich objektivierende Praxis wie die Periodisierung »nie ein neutraler Vorgang ohne Hintergedanken« sei (S. 34).

In seiner Darstellung skizziert Le Goff zunächst die im Mittelalter selbst gebräuchlichen Periodisierungsansätze (S. 17–27), bevor er sich der Genese des Mittelalterbegriffs und ihren polemischen Umständen widmet (S. 29–38). Einen Akzent legt er auf die Entwicklung der Geschichte zum Unterrichtsfach (S. 39–51) – mit Anfängen im 17. Jahrhundert und damit parallel zu den methodischen Grundlagen, die Jean Mabillon in seinem »De re diplomatica« legte (S. 42), und der vollendeten Etablierung im 19. Jahrhundert (S. 51). Zur »Geburt der Renaissance« (S. 53–69) hebt Le Goff die Werke Michelets (S. 54–61) und Jacob Burckhardts (S. 61–69) hervor, jüngere Ausprägungen der mit dem Renaissance-Begriff verbundenen Vorstellungen (S. 71–88) diskutiert er anhand von Kristeller, Garin, Panofsky und Delumeau.

Auf diesen hinführenden Teil folgt der vom Autor selbst so deklarierte Kern seines Anliegens: Er möchte vorführen, dass die Renaissance keine Periode eigenen Rechts darstellt, und zugleich die Bedeutung der Periodisierung als weiterhin »unentbehrliches Instrument« aufzeigen (S. 88). Hierzu verfolgt er zunächst, wie das Mittelalter zur »dunklen Zeit« wurde (S. 89–114), bevor er ausführlich seine Vorstellung von einem »langen Mittelalter« skizziert (S. 115–156). Dabei steht neben bekannten Aspekten, wie den *artes liberales* (S. 90f.) und der Bedeutung der *ratio* für das scholastische Denken (S. 92f.), auch der eine oder andere irritierende Hinweis: »Lesen und Schreiben waren im Mittelalter weiter verbreitet als in der Antike« oder »eine Schulbildung wurde üblicher – nun auch für Mädchen« (S. 91). Diese Einschätzungen, mit denen Le Goff den Wert des Mittelalters gegenüber der Renaissance betonen möchte, charakterisieren in dieser Allgemeinheit die Epoche sicher nicht angemessen. Andererseits kann man dem Autor bei manchen seiner Vignetten sicher zustimmen, mit denen er die unzutreffenden Wertungen zwischen »dunklem Mittelalter« und »lichter Renaissance« ausarbeitet: Zum einen kannte ersteres durchaus wegweisende Entwicklungen, etwa in der »intellektuellen Renaissance des 12. Jahrhunderts« (S. 100), zum anderen markierte die Bedeutung des Hexenglaubens doch eher die letztere Epoche (S. 109–113).

Das Kapitel zum »langen Mittelalter« bietet schließlich Beobachtungen zur »europäischen Kolonisierung« der Welt (S. 115f.) sowie zum ökonomischen Denken und materiellen Sein (S. 118–127), mit denen die Bedeutung des Epochenwandels um 1500 abgemildert und die Tragweite der Kontinuitäten betont werden sollen. Breiten Raum nimmt dabei die Auseinandersetzung mit Positionsnahmen zum Schwellenjahr 1492 ein (S. 128–133: Franco Cardini und Bernard Vincent), zur

Einschätzung Shakespeares als quasi mittelalterlichem Autor (S. 133–135: Helen Cooper) sowie zur globalen »Homogenisierung« im Gefolge von Kolumbus' Fahrt (S. 136f.: Charles C. Mann). Allem Wandel und allen Neuansätzen zum Trotz, so drückt Le Goff damit aus, sind markante Kontinuitäten ebenso in Anschlag zu bringen wie Entwicklungen, die vor der Renaissance einsetzten (etwa Fibonaccis mathematisches Werk, S. 151f.). Schon das Mittelalter kannte eben »verschiedene Renaissancen« (S. 153), und überhaupt sei eine »echte« historische Periode gewöhnlich sehr lang« (S. 155). Letztlich, so der Autor, sei weder ein Denken in der »longue durée« noch die Globalisierung mit der Praxis der Periodisierung unvereinbar (S. 159f.). Warum diese ausgerechnet ein Mittelalter benötigt, bleibt damit aber offen.

Insgesamt legt Le Goff mit seinem letzten Buch einen (auch in der deutschen Übersetzung, trotz der einen oder anderen nicht ganz glücklichen Lösung) gut lesbaren Durchgang durch manche Probleme und Diskussionen vor, die mit der Periodisierungsfrage verbunden sind. Weite Teile der Darstellung sind dabei als Kommentare zu ausgewählten Publikationen und Werken angelegt, deren Positionen er ausführlich referiert. Der Band bringt damit einem breiteren Publikum nahe, dass Geschichte als wissenschaftliche Praxis selbst eine Geschichte besitzt, die mit wichtigen Grundentscheidungen verbunden ist, und dass so scheinbar schlichte und verbreitete Dinge wie der Gebrauch des Begriffs Mittelalter und die davon abgesetzte Renaissance von großer Tragweite sein können. Angesichts der aktuellen Diskussionen um die Entwicklung einer Globalgeschichte greifen seine Antworten allerdings wohl nicht weit genug, weil Le Goff das europäische Modell der Dreigliederung von Antike, Mittelalter und Neuzeit nicht grundsätzlich hinterfragt. Dennoch berührt er mehrfach zentrale Probleme, die es verdienen, stets neu reflektiert zu werden. Angesichts der Diskussionen um »fake news« und die »postfaktische« Ära, die derzeit mit großem medialen Echo über uns hereinbricht, ist es zudem sicher nicht schädlich, an die methodischen Umwälzungen zu erinnern, die der Umgang mit der Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert durchlief: »Die Liebe zur Wahrheit, die der Historiker [sic!] verspürt, verlangt hinfort die Beibringung von Beweisen« (S. 42).